

Teju Cole

Open City



Suhrkamp

mich damit abgefunden, dass sie ihre Berechtigung hatte, dass sie zur natürlichen Ordnung gehörte. Ihr Ausbleiben, die offensichtliche Störung dieser Ordnung, löste in mir unvermittelt Unbehagen aus. Die Vorstellung, dass sich das Wetter spürbar veränderte, beunruhigte mich, auch wenn es bisher keine Belege dafür gab, dass dieser eine warme Herbst keine natürliche Variation der Klimakurve war, die sich über Jahrhunderte erstreckte. Im 16. Jahrhundert hatte es in der Gegend der heutigen Niederlande eine natürliche kleine Eiszeit gegeben, warum sollte nicht auch heutzutage eine kleine Wärmezeit möglich sein, ganz unabhängig von menschlicher Einwirkung? Doch ich war nicht mehr der Klimawandel-Skeptiker wie noch vor einigen Jahren, auch wenn ich die Schnellschlüsse, die einige auf der Basis anekdotischer Evidenz zogen, immer noch nicht ertragen konnte: Die globale Erwärmung war zwar eine Tatsache, aber noch lange nicht die Erklärung dafür, warum es an bestimmten Tagen warm war. Es war fahrlässig, derartige Zusammenhänge herzustellen, ein Einfall von Populismus in Bereiche, die unangreifbare Territorien der Wissenschaft sein sollten.

Trotzdem, so heftig, wie meine Gedanken immer wieder darum kreisten, dass es schon Mitte November war und ich meinen Wintermantel noch kein einziges Mal getragen hatte, musste ich mich langsam fragen, ob ich nun auch schon zu diesen Überinterpretierern gehörte. Grundsätzlich hegte ich den Verdacht, dass in der Gesellschaft eine Gemütslage vorherrschte, eine Art antiwissenschaftliche Laune, die die Leute zu vorschnellen Urteilen und unbegründeten Ansichten anstachelte. Mir kam es so vor, als würde die altbekannte Rechenschwäche der breiten Massen durch eine allgemeine Unfähigkeit, Forschungserkenntnisse auszuwerten, noch verstärkt. Das machte den Weg frei für den Markt der schnellen Lösungen und ihre Spezialisten: für Politiker, für Priester verschiedener Religionen. Besonders erfolgreich waren diejenigen, die versuchten, neue Anhänger um ein bestimmtes Anliegen zu scharen. Worin das Anliegen bestand, spielte kaum eine Rolle. Mitgliedschaft war alles.

An der Kinokasse hatte sich eine untypische Gruppe von Kinogängern versammelt, aber das wunderte mich nicht: Der Film fing spät an und spielte in Afrika. Außerdem waren keine berühmten Hollywood-Stars besetzt. Etliche Ticketkäufer waren jung, schwarz und hip gekleidet. Ein paar Asiaten waren da, außerdem Latinos, Einwanderer, New Yorker mit undefinierbarer ethnischer Abstammung. Monate zuvor hatte ich mir im selben Kino einen Film angeschaut, den fast ausschließlich weißhaarige Weiße sehen wollten; von denen waren diesmal nur wenige da. In der tiefen Höhle des Kinosaals war ich allein. Nein, nicht wirklich allein: in der Gesellschaft von hundert anderen, hundert Fremden. Das Licht ging aus, und als ich mich in den Plüschsitz zurücklehnte, bemerkte ich jemanden am anderen Ende meiner Reihe: ein alter Mann, er war eingenickt, sein Kopf war nach hinten gekippt, und sein Mund stand offen, so dass er eher tot als schlafend aussah. Er bewegte sich nicht einmal, als der Film begann.

Der muntere Vorspann eröffnete den Film zwar mit Musik aus der richtigen Epoche, aber

aus dem falschen Teil Afrikas: Was hatte Mali mit Kenia zu tun? Ich war mit einer positiven Einstellung in den Film gegangen und hatte mich darauf eingestellt, dass mir manches gefallen, manches mich aber auch stören würde. Vor einem Jahr hatte ich einen Film über die kriminellen Machenschaften einiger Arzneimittelkonzerne in Ostafrika gesehen. Hinterher war ich frustriert gewesen, nicht des Plots wegen, der durchaus nachvollziehbar war, sondern weil der Film das Stereotyp vom wohltätigen weißen Mann in Afrika reproduzierte. Afrika wurde immer in Wartestellung gezeigt, als Material für den Gestaltungswillen des weißen Mannes und als Kulisse seiner Taten. Galt das auch für diesen Film, *Der letzte König von Schottland*? Ich machte mich darauf gefasst, mich zu ärgern und einen weiteren weißen Mann vorgesetzt zu bekommen, der in seinem Land ein Niemand war und mal wieder glaubte, die Rettung Afrikas sei ihm vorbehalten. Mit dem König im Titel war Idi Amin Dada gemeint, Diktator von Uganda in den Siebzigerjahren. Sich selbst mit Pseudotiteln zu schmücken war noch das harmloseste seiner vielen Hobbys gewesen.

Ich kannte Idi Amin ziemlich gut, sozusagen, denn er war unauslöschlicher Bestandteil meiner Kindheitsmythologie gewesen. Ich erinnerte mich an die vielen Stunden bei meinen Cousins, in denen wir uns einen Film mit dem Titel *The Rise and Fall of Idi Amin* angesehen hatten. Dieser Film ließ keine Einzelheit aus, um die Härte, den Wahnsinn und das schiere Spektakel dieses Mannes darzustellen. Damals war ich sieben oder acht, und die Bilder von Menschen, die erschossen und in Kofferräume gestopft oder geköpft und in Tiefkühltruhen gelagert wurden, prägten sich mir unauslöschlich ein. Sie waren so schockierend, weil die Opfer mit ihren Safarianzügen, Afros und glänzenden Stirnen wie unsere eigenen Väter und Onkel aussahen, völlig anders als die Opfer in den blutigen amerikanischen Kriegsfilmern, die wir uns in den langen Schulferien gerne ansahen. Die Städte, in denen sich dieses Chaos abspielte, sahen aus wie unsere, und die von Kugeln durchbohrten Autos waren dieselben, die bei uns herumfuhrten. Dennoch mochten wir den Nervenkitzel, den kraftvoll inszenierten Realismus, und jedes Mal, wenn wir gerade nichts zu tun hatten, schauten wir uns den Film noch einmal an.

Der letzte König von Schottland verzichtete weitgehend auf derartig blutrünstige Bilder. Die Handlung konzentrierte sich auf die Beziehung zwischen Idi Amin und einem zunächst arglosen schottischen Doktor, Nicholas Carrigan, den er in die Rolle seines Leibarztes zwingt. Es war die Geschichte eines Mannes, bei dem die typischen Eigenschaften eines Diktators ins Extreme gesteigert waren. Mit der Extrovertiertheit eines Irren, die sich aus Rage, Angst, Unsicherheit und übersprudelndem Charme zusammensetzte, ermordete Idi Amin während seiner Herrschaft etwa 300 000 Ugander, vertrieb die große Gruppe indischer Ugander aus dem Land, ruinierte die Wirtschaft und erwarb sich den Ruf eines der grotesksten Schandflecken der jüngeren afrikanischen Geschichte.

Während des Films ging mir eine unangenehme Begegnung durch den Kopf, die sich ein paar Jahre zuvor, in einem Vorort von Madison, zugetragen hatte. Ich war damals noch Medizinstudent, und unser Gastgeber, ein indischer Chirurg, hatte mich und einige

Kommilitonen zum Abendessen eingeladen. Nach dem Essen geleitete uns Dr. Gupta in eines seiner fürstlichen Wohnzimmer und schenkte Champagner ein. Er erzählte, dass Idi Amin ihn und seine Familie aus der Heimat vertrieben habe. Heute, sagte er, bin ich ein erfolgreicher Mann, Amerika hat mir, meiner Frau und meinen Kindern ein neues Leben ermöglicht. Meine Tochter promoviert am MIT, unsere Jüngste studiert in Yale. Aber ehrlich gesagt, kocht die Wut manchmal immer noch in mir hoch. Wir haben so viel verloren, wurden mit vorgehaltenem Messer ausgeraubt. Wenn ich heute nur an einen Afrikaner denke – ich weiß schon, so was darf man in Amerika nicht sagen –, aber wenn ich auch nur an Afrikaner denke, wird mir schlecht.

Seine Verbitterung war erschreckend. Es war eine Wut, die ich unweigerlich zumindest teilweise als gegen mich gerichtet empfand, schließlich war ich der einzige andere Afrikaner im Raum. Die Einzelheiten meiner Herkunft, die Tatsache, dass ich Nigerianer war, hatten keinen Einfluss auf meine Wahrnehmung, denn Dr. Gupta hatte allgemein über Afrikaner gesprochen. Und als ich nun diesen Film sah, wurde mir klar, dass auch Idi Amin herrliche Feste gab, ein wirklich guter Entertainer war und eloquent über die Notwendigkeit einer afrikanischen Selbstbestimmung sprach. Die Darstellung dieser Facetten seiner Persönlichkeit hätte zweifelsohne einen bitteren Nachgeschmack bei meinem Gastgeber in Madison hinterlassen.

Der Teil von mir, der nach Unterhaltung verlangte und sich dem Schrecken nicht stellen wollte, hätte sich gern der Vorstellung hingegeben, es sei alles nicht so schlimm gewesen. Aber diese Befriedigung stellte sich nicht ein: Es endete schlimm, wie fast alles. Wie Coetzee in Elizabeth Costello stellte ich mir die Frage, warum man sich in diese Abgründe des Herzens begeben sollte. Warum Folter überhaupt darstellen? Genügt es nicht, in unpräzisen Einzelheiten darüber informiert zu werden, dass schreckliche Dinge passiert sind? Wir möchten verschont werden, egal ob die Geschichte von Idi Amin oder Cornelis van Tienhoven handelt; ein ganz normaler Wunsch, und ein vergeblicher obendrein: Niemand wird verschont. Idi Amin nannte seine Söhne MacKenzie und Campbell, MacKenzie war Epileptiker – zwei ugandische Schotten, gefangen in Idi Amins Alptraum und Obatalas Fahrlässigkeit.

Kurz nach Mitternacht trat ich aus dem Kino in die warme Luft hinaus. Ich hatte V.s Buch dabei, aber nach dem, was ich gerade gesehen hatte, war das nicht die richtige Lektüre. In der fast menschenleeren U-Bahn-Station wartete eine Familie von Ausflüglern auf die Bahn. Das etwa dreizehnjährige Mädchen saß neben mir auf der Bank. Ihr vielleicht zehnjähriger Bruder setzte sich zu ihr. Sie waren außer Hörweite ihrer Eltern, die, abgesehen von ein paar flüchtigen Blicken in unsere Richtung, in ihr Zwiegespräch vertieft waren. Hey Mister, sagte sie, und wendete sich mir zu, alles klar? Sie machte Zeichen mit ihren Fingern, und beide fingen an zu lachen. Der kleine Junge trug einen nachgemachten chinesischen Bauernhut. Schon bevor sie sich zu mir gesetzt hatten, hatten sie Schlitzaugen gezogen und übertriebene Verbeugungen gemimt. Sie wandten sich zu mir. Sind Sie ein Gangster, Mister? Sind Sie ein

Gangster? Sie machten Gang-Zeichen oder das, was sie dafür hielten. Ich sah die beiden an. Es war Mitternacht, und mir war nicht nach einem öffentlichen Vortrag zumute. Er ist schwarz, sagte das Mädchen, aber er hat keine Gangstersachen an. Ich schwöre, er ist ein Gangster, sagte ihr Bruder, ich schwör's. Hey Mister, sind Sie ein Gangster? Sie fummelten weiter mit ihren Fingern vor meiner Nase herum. In zwanzig Metern Entfernung setzten ihre Eltern nichtsahnend ihr Gespräch fort.

Ich überlegte mir kurz, nach Hause zu laufen, ein Weg von einer Stunde, doch da rollte der Uptown-Zug schon ein, und ich hatte eine plötzliche Eingebung, das Gefühl, meine Oma (so nenne ich meine Großmutter mütterlicherseits) müsste mich wiedersehen oder ich müsste mich darum bemühen, sie zu finden, falls sie noch auf dieser Welt war, in irgendeinem Pflegeheim in Brüssel. Vielleicht wäre mein Auftauchen eine Art später Segen für sie. Ich hatte keine Ahnung, wie ich sie finden sollte, aber in diesem Augenblick, während ich über den Bahnsteig eilte, um in den nächsten Wagen einzusteigen, war diese Ahnung, diese Verheißung eines Wiedersehens substanziell.

3

An einem verregneten Nachmittag, als sich die Ginkgo-Blätter, die aussahen wie vom Himmel gefallene kleine gelbe Geschöpfe, knöcheltief auf dem Bürgersteig schichteten, ging ich spazieren. In letzter Zeit hatte ich pausenlos mit Dr. Martindale, einem der Professoren, an einer Abhandlung gearbeitet, die kurz vor der Veröffentlichung stand, unterbrochen nur von Terminen mit meinen Patienten. Unsere Untersuchungsergebnisse waren beachtlich: Es war uns gelungen, bei älteren Menschen eine signifikante Korrelation zwischen Schlaganfällen und dem Ausbruch von Depressionen nachzuweisen. Doch dann war die Fertigstellung des Artikels dadurch verzögert worden, dass wir herausgefunden hatten, dass ein zweites Labor mit einem anderen Forschungsprotokoll zu ähnlichen Schlussfolgerungen gekommen war. Dr. Martindale würde bald in Rente gehen, also hatte ich den Großteil umschreiben und alle zusätzlichen Laboranalysen durchführen müssen. Dabei war ich nicht gewissenhaft genug vorgegangen, so dass ich die Gelelektrophorese zweimal wiederholen musste. Das allein hatte mich drei schweißtreibende Wochen gekostet. Danach hatte ich drei lange Tage lang fast alles umgeschrieben. Jetzt war der Artikel eingereicht, und wir warteten auf Antwort von den Fachzeitschriften. Ich hatte einen Regenschirm mitgenommen und wollte durch den Central Park und die im Süden angrenzenden Straßen laufen. Als ich den Park betrat, kehrten die Gedanken an meine Großmutter zurück.

Meine Mutter und ich hatten uns schon auseinandergelebt, bevor ich mit siebzehn Jahren nach Amerika ging. Mein Gefühl ist immer gewesen, dass unsere Entfremdung mit ihrer Entfremdung von ihrer Mutter zu tun hatte. Sie haben sich womöglich aus denselben unklaren Gründen zerstritten. Meine Mutter verließ Deutschland in den Siebzigerjahren und kehrte nie wieder zurück. Trotzdem hatte ich in den letzten Jahren immer wieder an meine Oma gedacht. Einmal hatte sie uns in Nigeria besucht. Sie war damals aus Belgien angereist, wo sie kurz nach dem Tod meines Großvaters hingezogen war. Meine Mutter hatte mir das Bild einer schwierigen und engstirnigen Person vermittelt, aber das entsprach ganz und gar nicht meiner Oma, sondern allein dem Groll, den meine Mutter gegen sie hegte. Ich war elf, als sie zu Besuch kam, und ich merkte, dass meine Eltern diese seltsame ältere Dame kaum ertrugen (in der Beziehung waren sich mein Vater und meine Mutter einig). Mir war aber auch bewusst, dass ein Teil von mir auf sie zurückging, und es entwickelte sich ein Gefühl von Zusammengehörigkeit. Einmal, es muss gegen Ende ihres Besuches gewesen sein, machten wir einen Familienausflug durchs Yoruba-Hinterland. Unsere Reise führte uns etwa vier Autostunden von Lagos weg. Wir besuchten den Palast des Deji in Akure und den Palast des Oòni in Ile-Ife, weitläufige traditionelle Fürstenresidenzen aus Lehmziegeln, deren gewaltige Säulen mit geschnitzten Holzverzierungen die verschiedenen Aspekte der Yoruba-Kosmologie darstellen: Die Welt der Lebenden, die Welt der Toten, die Welt der Ungeborenen.